

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 27 (1923-1924)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Ammi [Schluss folgt]  
**Autor:** Oertel, Wilhelm  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-662768>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Ammi.

Erzählung von Wilhelm Dertel.

2.

Der Mittag war still herangekommen. —  
„Hast du Wecken im Hause?“ fragte da der Vater.

Als Ammi es verneinte, gab er der Magd Geld, sie zu holen.

„Nun richte süße Milch zu,“ sagte der Vater, „und Speck und Eier, denn die Freiersmänner kommen und ich will sie nach Landessitte traktieren.“

„Welche Freiersmänner?“ fragte sie und ihre Wangen wurden noch bleicher als sonst.

„Die für Weierichs Hannjost um dich freien. Ich will, daß du seine Frau werdest, und heiße vollen Gehorsam. Keine Widerrede dulde ich!“ Er sprach diese Worte in einem rauhen herrischen Tone.

„So tötet Ihr am besten, Ihr lüdet Eure Flinte und schößet mir eine Kugel vor den Kopf; dann schwiege ich für immer!“ Ammi sagte diese Worte mit voller Hestigkeit.

„Ammi,“ versetzte der Alte, „es gibt mehr Ketten als reißende Hunde, sagt das Sprichwort. Ich rate dir, nicht noch einmal ein solches Wort zu reden!“ Sein Auge rollte so fürchterlich bei diesen Worten, daß Ammi unwillkürlich zitterte.

„Nehmen mußt du ihn, das hab' ich ausgesprochen, und mein Jawort nehm' ich nie zurück. Richte dich danach, und wehe dir, wenn du es nicht tußt!“

Ammi zerdrückte eine Träne und tat still, was er befohlen.

Mittags um zwei Uhr traten zwei Männer in das Haus. Sie hatten ihre Sonntagskleider, die langen blauen Röcke, an und die breitkrempigen Hüte auf. Ihre hellblauen Strümpfe waren an dem Knie, wo die kurze gelbe Lederhose endete, aufgerollt und mit dem Lederriemen und der Schnalle befestigt. Schuhe mit blanken gelben breiten Schnallen und die lange dunkelblaue Tuchweste, zugeknöpft bis zum schwarzen Halstuche, mit weißem, überliegendem Kragen, vollendeten den feststehenden Sonntagstaat. Es waren nahe Verwandte Weierichs von des Mannes und der Frau Seite. Ihre Haltung war steif und feierlich, ihr Gruß höflich und zuvorkommend. Mit lachender Miene begrüßte sie Bender und setzte ihnen

Stühle und schwiege dann, den „Spruch“ des Ältesten der beiden erwartend, der nach dem Herkommen erfolgen mußte.

Nach einigen Minuten räusperte sich dieser und stand auf. Er redete Ammis Vater mit dem vollen Tauf- und Geschlechtsnamen an und sagte, es sei ihnen, wie aller Welt, bekannt, daß das Haus einen Schatz herberge, köstlicher als Silber und Gold, nämlich eine Jungfrau, holdselig und schön, wie keine mehr unter den Töchtern des Landes, aber, was mehr gelte, züchtig und von untadeligen Sitten und Wandel, fleißig und kundig, ein Hauswesen zu regieren, reinlich und wacker vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Solche Vorzüge hätten die Augen einer braven Mutter und eines gutbeleumdeten Vaters, der auch ein tüchtig Hauswesen, Viehstand, Ackerbau und Bares habe, auf sie geleitet, und sie wünschten sie als Schnur zu haben für ihren einzigen Sohn und Erben.

„Sagt den Namen an,“ sprach darauf nach des Landes Sitte der Vater des Mädchens.

Sie nannten ihn; allein noch ließ es die Sitte nicht zu, daß der Vater eine Entscheidung gegeben hätte; indessen lag diese schon in der Aufwartung, die nun folgte. Hätte er ihnen einen Schnaps und Butter, Brot und Käse vorgesetzt, so wäre das ein Korb gewesen, auch ohne sein ausdrückliches Nein. Die Freiersmänner harrten mit gespannter Erwartung dessen, was folgen werde; denn wußten sie auch gleich, wie es etwa stand, so konnte ja doch mittlerweile der Stand der Sache ein anderer geworden sein. An den Gesichtszügen war nichts zu merken, denn der Brauch forderte den feierlichsten Ernst, und Bender war nicht der Mann, der das, was ihn innerlich bewegte, geäußert und dadurch seiner väterlichen Würde und Haltung etwas vergeben hätte. Er saß noch einige Minuten still; dann stand er auf und sagte: „Das läßt sich überlegen; daß wir aber das können, werdet Ihr mit mir etwas genießen.“

Er ging zur Tür und rief, daß das Bestellte aufgetragen werde. „Ich muß das selbst tun,“ sagte er, „denn ihr wisset, es hat Gott gefallen, mich in den traurigen Witwerstand zu versetzen.“

Drauf kam die Magd herein und deckte ein

schneeweißes Tuch auf den Tisch, setzte den blinkenden Zinnteller auf, legte die Löffel und Gabeln zurecht; denn sein Messer führt der Bauer jederzeit in seiner Tasche; es wird daher auch nie ein solches aufgelegt; darauf brachte sie die Zinnschüssel voll süßer kalter Milch mit Weckbrocken darin und die dampfende flache Schüssel mit dem Eierkuchen und Speckschnitten. Die Gesichter der Freiersmänner verklärten sich bei diesen Vorbereitungen, denn darin lag stillschweigend die Gewährung ihres Antrages.

Während des nach herkömmlicher Sitte sehr langsam und taktfest gehaltenen Mahles fragte Bender, wo denn, falls er sein Jawort gäbe, das Paar wohnen solle, welche Aussteuer der Bräutigam erhalte? Die Antworten waren genügend. In Weierichs Hause sollten sie wohnen, sagte der älteste Freiersmann. Das war Bender besonders lieb, da er doch dem Hannjost nicht recht traute. Er sagte darauf, was er seiner Tochter mitzugeben gedenke. Auch das genügte, und mit freudigem Handschlag wurde das Jawort gegeben und aufgenommen. Die Männer gingen.

Doben in ihrer Kammer saß Ammi und sah, sich und die Welt vergessend, in die Bläue des Himmels, die rein und wolkenlos sich über die Welt wölbte. Der Ausdruck ihres Gesichtes war traurig, das Auge trübe, aber keine Träne neigte es; der Busen pochte nicht stürmisch. Es war eine wunderbare Ruhe in ihrem Herzen, seit sie mit dem Stoffel am Tage der Büß geredet, seit sie sich ihren Plan zurecht gelegt, seit sie im Gebete Ruhe gewonnen. Nur noch eines wollte sie tun, um vollends zur Klarheit zu kommen. Der Pfarrer, welcher sie konfirmiert, ein würdiger Greis, war auf ein Dorf versetzt worden, das eine Stunde entfernt lag. Dort wohnte auch ihre „Goth“, die sie über die Laufe gehoben. Sie wollte dorthin gehen und jenem und ihrer Goth ihr Herz ausschütten, und der nahe Sonntag war dazu bestimmt. Als sie die Freiersmänner gehen sah, kam sie festen Trittes herab.

„Ammi!“ rief der Vater in der Stube.

Dieser Ruf erschütterte sie. Behend trat sie in die Stube: ob sie halten konnte, was sie sich vorgesetzt? Ihr Herz pochte und leise bat sie Gott um Kraft. Sie trat ein. Finster blickte sie der Vater an.

„Hör“, sagte er herrisch, „die Männer ha-

ben für Hannjost Weierich um dich erworben. Ich hab' als dein von Gott bestellter Fürsprecher ja gesagt, weil ich dein Glück gründen will. Nächsten Freitag ist Hüllig\*) in meinem Hause. Richte dich dazu, wie es ziemlich ist. Was es kostet, frag' ich nicht. Laß es an nichts fehlen und richte dich dazu ein.“

Er hatte erwartet, daß Ammi sich wieder so entschieden gegen ihn erklären würde wie früher, aber er sah sich getäuscht. Sie schwieg, wandte sich und ging. Als sie hinausgegangen war, schüttelte er den Kopf. „Werd' einer klug aus dem Weibsvolke!“ sagte er zu sich. „Sie, die so fix war, mir aufzutrumphen, schweigt jetzt! Nicht einmal Tränen seh' ich an ihr! Und die sind doch ihre Hauptwehr! — Sollte sie sich geben wollen? Hätte mein Wille so leicht gestiegt? Oder hat sie Vernunft angenommen?“ Er schüttelte noch einmal den Kopf und nahm sich vor, sie zu beobachten.

Abends kam Hannjost, vor Freude strahlend; aber Ammi ging schweigend an ihm vorüber und ließ ihn in die Stube treten. Sie ging zu ihrer Bene. —

Als er mißgestimmt sich bei dem Alten beschwerte, sagte dieser: „Du kennst sie ja! Es ist ein absonderlich Mädel. Sie ist halt ihres Kopfs und sie will ihr Recht haben. Sei du gutes Muts; es gibt sich alles. Bleib nur beharrlich!“

Er kam am andern Abend wieder und dasselbe wiederholte sich. Dennoch ermüdete er nicht.

Der Tag der Hüllig kam. Die Verwandten strömten zusammen. Auch Ammi kam ruhig herein, setzte die Kuchen und den Brantwein auf, und der Freiersmann tat seinen Spruch und legte Ammis Hand in die Hannjosts; sie zog sie aber schnell zurück. Hannjost legte das reiche Handgeld in ihre Hand; sie schob es zurück und sagte: „Ich nehme keines!“ Den silbernen Ring, den er ihr darbot, legte sie vor sich auf den Teller; mit ihm sprach sie kein Wort. Mit den Gästen scherzte sie unbefangen und stimmte ein in das fröhliche Gelächter. Als der Freiersmann meinte, es sei denn doch nun Zeit, daß sie den Ring an ihren Finger stecke, erwiderte sie, er passe nicht an ihre Hand, er sei für eine feinere gemacht.

\*) Hüllig = Guldigung, Eheversprechen, Verlobung. Die Hochzeitsgebräuche sind treu der Wirklichkeit entnommen.

Hannjost verstand sie und sah betroffen unter sich. Der Freiersmann versetzte, so müsse man ihn dem Silberschmied wieder zustellen, daß er ihn weiter mache; sie solle ihm aber erlauben, daß er ihn ihr einmal anprobiere. Er wollte ihre Hand fassen, allein sie entzog sie ihm unwillig und sagte, das sei lediglich ihre Sache. Sie habe überdies nicht viel übrig für die alten Gebräuche, wie Ring und Handgeld; sie wolle keines von beiden. Sie sei ihrem Bräutigam treu ohne Ring und das Verloben sei kein Zudenhandel, bei dem man Draufgeld geben müsse.

Man kannte im Dorf genugsam das eigentümliche Wesen Ammis und ihre Art, etwas kurz abzutun. Obgleich es eine Abweichung von dem festen Herkommen war, so machte doch der pfiffige Weierich kein Aufhebens davon, weil er fürchtete, Ammi zu reizen. So verstrich der Abend und Ammi ging leichten Herzens zur Ruhe. Selbst ihr Vater machte ihr keine Vorwürfe.

Aber das ganze Dorf sprach davon am andern Tage. Viele meinten, dahinter stecke etwas; andere sagten: „Es ist ein hochmütig Ding, das sich über das alte Herkommen wegsetzen will.“ Man suchte aus Ammi herauszulocken, warum sie das getan; aber das war fruchtlos. Sie lächelte und führte mit einem Scherzwort die Leute ab. Daß sie aber alle Tage zu der so schmähsch verlassenen Lene ging, das war ein Rätsel für alle Leute, und mit Grund. Was die Mädchen redeten, wußte niemand, und es gab Stoff genug an den Waschbütten, beim Flachsbrechen und bei jeder Zusammenkunft, das Unbegreifliche zu besprechen.

Samstag nach dem Essen sagte Ammi zu ihrem Vater, sie wolle zu ihrer Goth gehen, ob er es ihr gestatte, den Sonntag drüben zu bleiben und erst Montagmorgen zurückzukommen? Er gab es zu; aber statt nach dem Dorfe ging sie zuerst in die Stadt. Dort hatte ihre Mutter in einer achtbaren Beamtenfamilie mehrere Jahre gedient und es war ein vertrautes Verhältnis zwischen ihr und der Familie geblieben. Man trug dort das Wohlwollen auf die brave Tochter der treuen Dienerin über. Sie schüttete der wackern Hausfrau ihr Herz aus und fragte sie, ob sie nicht zu Martini sie in Dienst nehmen wolle. Voll Mitleid mit dem armen Mädchen sagte ihr die Hausfrau das zu und fröhlich kam spät am Abend Ammi zu ihrer Goth. Aber

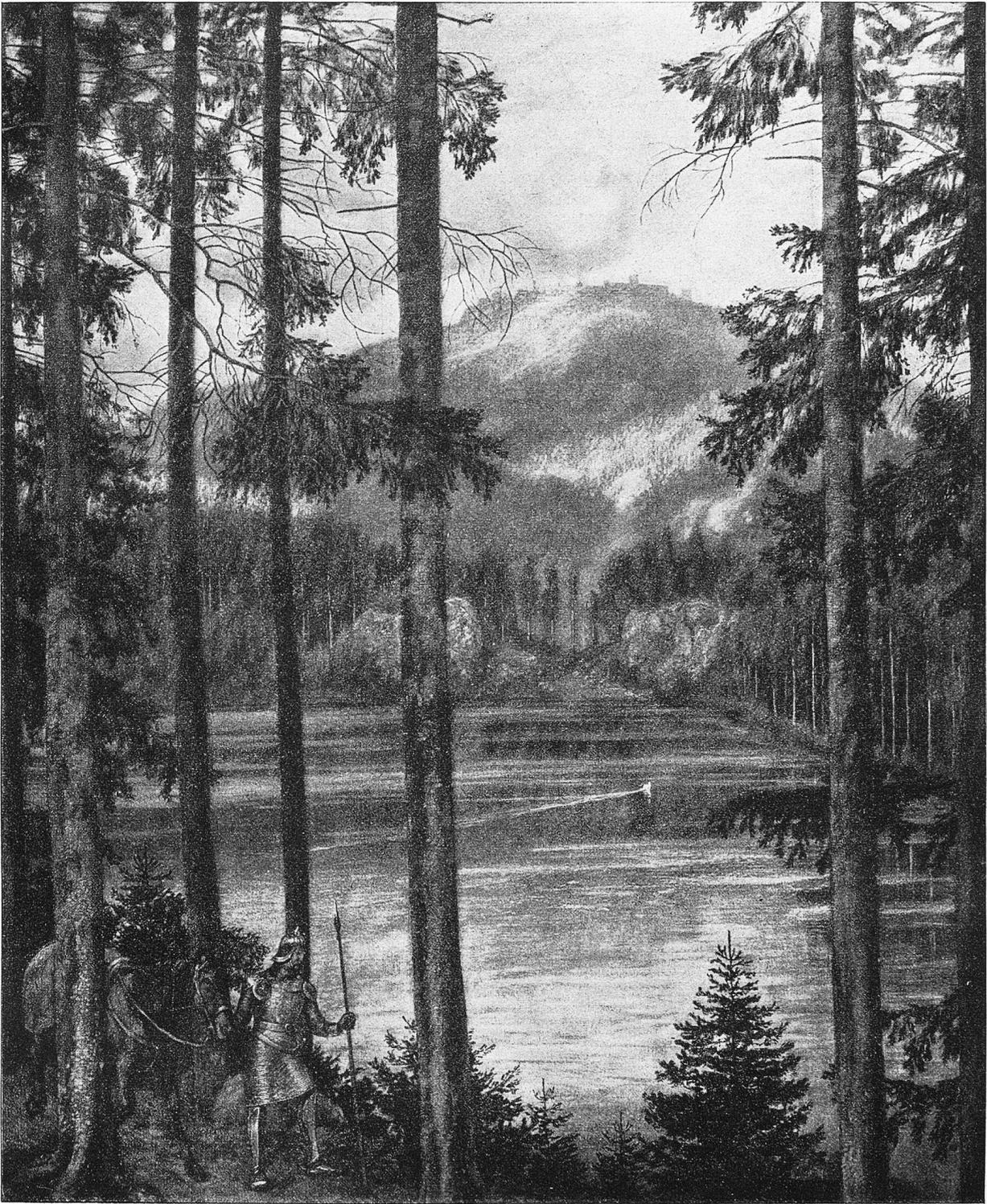
schon Sonntagabend kehrte sie heim und hörte, daß sie der Pfarrer mit Hannjost als Verlobte abgekündigt habe. Sie lächelte und schwieg.

Die Proklamation ging an den folgenden Sonntagen vorüber. Der Vater kaufte die Brautkleider; sie wurden gemacht und waren ausgezeichnet schön. Auf Dienstag wurde die Hochzeit angelegt. Am letzten Sonntag der Verkündigung des Brautpaares kamen die beiden Hochzeitbitter, den Hut mit Rosmarin verziert und mit dem Branntweinkrug, der an Größe dem Wohlstande des Brautpaares entsprach, in die Wohnungen der zu ladenden Gäste. Man trank und der älteste Hochzeitbitter hielt seine von Laune sprudelnde Rede. Es solle einmal wieder eine Hochzeit geben, wie lange keine gewesen, sagte er, darum möchten sie sich einfinden und — ein schönes Hochzeitsgeschenk nicht vergessen.

Immer mehr wuchs das Erstaunen im Dorfe. Hannjost nur ging still umher. Eine Bräutigamsfreude war an ihm kaum bemerklich; doch ließ er sich die Scherze und Glückwünsche gefallen. Was ihn drückte, war Ammis Benehmen. Sie redete kein Wort mit ihm; wollte er ihre Hand ergreifen, so sagte sie: „Nach einer andern solltest du greifen; aber die hast du Gottes und der Pflicht vergessen von dir gestoßen.“ Klagte er über ihr Benehmen, so sagte sie: „Warte nur, bis wir getraut sind, dann wird alles anders.“ Alle ihre Worte hatten einen Doppelsinn, der ihn erschreckte. Fragten ihn seine Eltern nach dem Benehmen Ammis, so sagte er's ihnen. Sein Vater meinte aber, das sei so das störrige Mädchenwesen; sobald sie seine Frau sei, werde das verschwinden. Sie wolle sich doch gleichbleiben und müsse so sein um der Lene willen. Das ermutigte ihn wieder, obwohl der Kummer nicht ganz von ihm wich.

Stoffel stand manchmal auch da und wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Ammi verlangte unbedingten Glauben an ihre Treue, und doch ging ihre Verheiratung den sichern Gang vorwärts. Bei der trauernden Lene, die sich nirgends mehr sehen ließ, holte er sich Trost; aber sie redete ebenso geheimnisvoll, wie Ammi am Tage geredet hatte.

So war Zweifel, Angst, Sorge, Neugierde überall herrschend und selbst Bender wußte manchmal nicht, was er denken sollte. — Am



Hans Thoma: Träumerei an einem Schwarzwaldsee.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt  
F. Brückmann u. C. in München.

das Hochzeitsmahl schien sich Ammi nicht kümmern zu wollen. Er selber ließ schlachten, ließ die großen Vorräte ankaufen oder kaufte sie selber und bestellte, weil er sich sonst nicht zu helfen wußte und mit Ammi nicht mehr hadern

mochte, eine Frau zum Kochen, die in ähnlichen Fällen auszuhelpfen pflegte, weil sie das aus dem Fundamente verstand. Er mußte mit Weierichs die Brautjungfern und Brautführer bestellen und hatte so in diesen Tagen viel zu beschicken.

Endlich war alles in Ordnung. Der Dienstagmorgen graute. Alles lebte und webte im Hause von helfenden Menschen, und Hannjosts Mutter war nicht die letzte. Die Scheune war zum Tanze mit Tannen geschmückt, die Musikanten bestellt. In der großen Stube standen die gedeckten Tische schon bereit und in der Küche lohnte das Feuer unter den Kesseln und Töpfen und die Kuchen standen aufgeschichtet in der Oberstube.

Ammi war diesen Morgen nicht aus ihrer Stube gekommen. Was sie tat, wußte niemand. Als die Brautjungfern kamen, sie zu schmücken, sah sie bleich und ergriffen aus. Ihr Gebetbuch lag aufgeschlagen auf dem Bett. Ein reiner Werktaganzug lag auf der Kiste und ein Korb stand da, der hoch gepackt war. Was er enthielt, verbarg ein sorgfältig darüber geschlagenes Tuch. Sie grüßte die Mädchen freundlich.

Der Kopfschmuck einer Braut ist etwas Großartiges, wenn sie keine Haube trägt. Das in der Regel sehr reiche Haar wird in unzähligen, eigentümlichen Geflechten teils um die Stirne und den Kopf gewunden, teils in einer wirklich schwer zu beschreibenden, kunstreichen Weise durcheinander geschlungen und aufgesteckt, so daß es ein durchsichtiges Gebäude gibt, auf dessen stolzer Höhe der bedeutsame Brautkranz, hier aus Rosmarin gewunden, ruht. Den weißen blühenden Mädchen Gesichtern steht dieser Kopfschmuck höchst reizend. Will ihn eine nicht, so trägt sie eine einfache, weiße, feine Haube, an deren Seite ein sogenannter „gebackener Strauß“, künstliche Blumen, mit Glitter, Raufgold und Glasperlen verziert, angebracht ist, und ein feiner Rosmarinzweig läuft darüber hin. Vor der Brust trägt sie einen Lorbeerzweig, mit roten, blauen und weißen Bandschleifen verziert; einen gleichen, doch ohne diese Schleifen, trägt sie in der Hand. Ein schwarzes Tuchkleid fällt faltenreich um die Hüften bis tief herab auf den Fuß und ein schneeweißes, feines Tuch verhüllt züchtig den Busen bis hoch an den Hals. Der Brautjungfrauen Pflicht ist es, sie also zu schmücken.

„Ammi,“ sagte eine der Brautjungfrauen, „sollen wir dir das Haar aufstecken und flechten, oder willst du eine Haube tragen?“

„Keines von beiden,“ sagte Ammi lächelnd. „Ich will mein Haar tragen, wie ich es jeden Sonntag trage.“

„Ei,“ sagte das Mädchen, „du wirst doch nicht in allen Stücken von der alten Art abweichen wollen? Die Leute rasonieren darüber.“

„Mögen sie!“ war Ammis Antwort. „Es bleibt, wie ich sage.“

Sie mußten ihr willfahren. Ihr schönes Haar wurde einfach geflochten.

„Wo sollen wir denn den Strauß und den Brautkranz anbringen?“ fragten die Mädchen wieder.

„Nirgends,“ sagte Ammi. „Ich trage weder den einen, noch den andern.“

„Man meint aber doch, du wärest etwas Extra’s,“ sprach ärgerlich und schnippisch eines der Mädchen. „Du willst doch immer etwas Apartes!“

„Es gefällt mir so,“ entgegnete Ammi.

Die Mädchen dachten: Armer Hannjost, mit der wirst du fein fahren!

Das Brautkleid zog sie an, aber sie nahm keinen Strauß in die Hand. Daß sie keinen Brautkranz tragen wollte, machte die Mädchen toll.

„Du wirst dich wüstem Gerede aussetzen!“ sagten sie, und ließen nicht ab, bis sie darin ihnen nachgab.

Aus Rosmarin wurde er geflochten und auf dem glänzend braunen Haare befestigt. Und ob auch ihr Fuß nun gegen alles Herkommen verstieß, die Mädchen betrachteten sie dennoch mit Wohlgefallen und meinten, eine schönere Braut sei doch seit Jahren nicht zur Trauung geführt worden.

Drunten hatten sich indes alle Räume gefüllt. Die Brautführer, die Musikanten, der Bräutigam und seine Angehörigen, alles war bereit. Die Burschen standen vor dem Haus in Reih und Glied. Sie hatten Wagenketten als Bändeliere umgehängt und an jeder Kette hing, indem dieselbe durch ein in der Mitte gemachtes Loch gezogen war, ein ungeheures rundes Brot, in dem ein Messer steckte. Jeder hatte einen hauchigen Krug voll Branntwein in der Rechten, ein Glas in der Linken. Sie waren bestimmt, neben dem Hochzeitszuge herzutanzten, zu springen, zu gehen, je nach Belieben; denn je toller sie sich gebärden, je mehr sie das versammelte Volk zum Lachen reizen, desto größer ist ihr Triumph. Da der Zug sehr langsam geht, so lassen sie die Armen, Alten, überhaupt jeden, der Lust hat, sich ein tüchtig Stück von

ihrem Brote schneiden, je größer, je lieber, und gießen ihm einen Trunk dazu ein.

Jetzt erklang die Glocke, und begleitet von ihren Jungfrauen, kam die Braut die Stiege herab. Sie war bleich wie eine Leiche und doch so schön, daß fast jedem Mund ein Ah! entchlüpfte. Man kam gar nicht dazu, die Abweichung von der Sitte wahrzunehmen, weil man sich nicht satt an ihr sehen konnte. — Der Zug ordnete sich. Vorausschritten die beiden Väter und in ihrer Mitte der Bräutigam, dessen Blicke sich kaum von der reizenden Braut wegwenden konnten. Er war dunkel gekleidet, an seiner linken Brust prangte ein ungeheurer Strauß von gemachten Blumen, Kauschgold, Rosmarin und Bändern. Sein Hut war mit Rosmarin ganz umwunden. — Hinter diesen dreien, die ernst und gravitätisch den Zug eröffneten, kamen sechs Musikanten, welche einen Marsch aufspielten, der aber sehr langsam gehen mußte, da-

mit der Zug sich nicht übereile. Diesen folgten die beiden Hauptbrautjungfrauen, deren eine einen Teller trug, auf dem ein langer Rosmarinzweig, ein weißes, neues Schnupftuch, und unter diesem ein glänzend neuer Teller lag; dies war alles für den Pfarrer bestimmt. Hinter diesen ging die Braut, inmitten der beiden Brautführer. Es folgte der Zug der Jünglinge, die aber bald ihre Stelle verließen, um Brot und Branntwein auszuteilen, denn es waren sicherlich alle Bewohner des Dorfes versammelt. An ihrer Stelle schloß sich der Zug der Verwandten und Gäste an. Gesenkten Blickes schritt die schöne Braut dahin und auf kein Wort, welches ihr in Scherz und Ernst die Brautführer zuflüsterten, gab sie eine Antwort.

Die Scharen des Volkes folgten dem Zug. Als der Bräutigam die Schwelle der Kirche betrat, schwieg die Musik. Ein paar Duzend Pi-



Hans Thoma: Mutter und Kind.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt  
F. Bruckmann N. G. in München.

stolen knallten und drinne begann die Orgel zu spielen, bis der Zug in die Stühle getreten war und das Volk die Kirche gefüllt hatte. Nun begann, von der ganzen Versammlung gesungen, das Hochzeitslied aus dem kirchlichen Gesangbuche.

Unter dem letzten Verse trat der Pfarrer an den Altar. Die Orgel schwieg. — Der Bräutigam trat aus seinem Stuhl und schritt zu den Stufen des Altares hinan. Ammi sollte heraustraten, aber sie wankte, sie war einer Ohnmacht nahe. Die Brautführer unterstützten sie, und zum ersten Male durchzuckte die Keue das Herz ihres Vaters, als er in das todbleiche Gesicht seines Kindes blickte. Man wollte sie mit Branntwein waschen, aber sie stieß die Hände zurück. Sie hatte sich ermannt, und festen Schrittes ging sie durch die Kirche und trat an des Bräutigams Seite.

Der Pfarrer begann die Vorlesung des kirchlichen Formulars. Als er an die Stelle kam, wo er zu fragen hatte, sprach er: „Du, Johannes Justus Weierich, willst du die an deiner Seite stehende Anna Maria Bender zu deiner Ehegattin nehmen, sie treu und herzlich lieben, in Freud' und Leid nicht verlassen und den heiligen Bund der Ehe mit ihr treu und unverbrüchlich halten, bis dich einst der Tod von ihr scheidet?“

Hannjost sagte laut sein „Ja“.

Ammi zuckte in sich zusammen, als er es aussprach.

Der Pfarrer wandte sich nun an sie mit derselben Frage. Einen Augenblick schwieg sie. Die Versammlung horchte mit angehaltenem Atem.

Da sprach Ammi mit einer reinen, klangvollen, allen klar vernehmlichen Stimme: „Nein!“

Der Pfarrer, dem ein Ähnliches noch nicht begegnet war, erschrak so, daß er schneebleich wurde. Hannjost fuhr einen Schritt zurück vor Entsetzen. Durch die Kirche schallte ein lautes Ach!

Ammi griff auf ihr Haupt und nahm den Brautkranz davon weg. Sie legte ihn auf die Stufe des Altars. In der Verwirrung, in die ihn diese Antwort versetzt, wußte sich der Pfarrer gar nicht zu helfen.

„Ist es dein Ernst mit deinem Nein,“ fragte er sie endlich.

„Ja, es ist mein Ernst,“ sprach das Mädchen laut. „Ich kann einem Manne nicht sein,“ fuhr sie fort, „den ich verabscheue, weil er dem bravsten Mädchen der Gemeinde die Treue gebrochen, ihm zur Schande, ihr zur Ehre. Ich bin bis an den Altar Gottes gehorsam gewesen meinem Vater, der mich gezwungen hat. Hier vor Gott hat seine Macht ein Ende. Ihr fordert Wahrheit, und ich hab' Gott mehr gehorchen müssen als den Menschen.“

„Unter solchen Umständen kann ich eure Ehe nicht einsegnen,“ sagte der Pfarrer, wandte sich und ging.

Aber auch Ammi wandte sich und ging die Stufen fest hinab, durch die Kirche und zur Türe hinaus. Niemand folgte ihr; wie gebannt standen alle an ihrer Stelle. Endlich lief Hannjost hastig vom Altare weg; er riß den Strauß von der Brust und warf ihn zur Erde; dann stürmte er zur Kirche hinaus, und in lautloser Stille folgten alle.

Bender war wie vom Blitze getroffen, wie gelähmt schlich er seinem Hause zu. — Schon im Hofe begegnete ihm Ammi. Sie hatte ihre sauberen Werktagskleider an und den verdeckten Korb auf dem Kopf. Er starrte sie an.

„Vater,“ sagte das Mädchen fest und ruhig, „nach dem, was vorgefallen ist, ruht Euer Fluch, auch wenn Ihr das schreckliche Wort nicht ausgesprochen habt, auf mir. Ihr habt mich verstoßen. Ich hab' meine notwendigen Kleidungsstücke in dem Korb und verlasse mein Vaterhaus.“

Bei diesen Worten brach ihre Stimme; ein Tränenstrom entstürzte ihren Augen. Stotternd sagte sie dann: „Ich gehe, mein Brot zu verdienen. Lebt wohl!“

Sie blickte ihm noch einmal lange, lange in die Augen, dann wandte sie sich weinend ab und ging.

„Ammi!“ wollte er rufen, aber die Stimme versagte ihm, er wankte. Wäre nicht einer seiner Verwandten, dem es um einen Teil des Hochzeitmahles zu tun war, zu ihm getreten und hätte ihn umfaßt, er wäre zur Erde gestürzt. — — —

Wochen waren nach diesen Vorfällen vergangen. Die Bestürzung, welche durch das unerhörte Ereignis im ganzen Dorfe hervorgerufen worden, hatte sich mehr und mehr gelegt, obgleich sie alsbald nach dem unglückseligen Hochzeitstage durch ein neues Unglück vermehrt worden war. Am folgenden Morgen fehlte Hannjost, und als sein Vater in seine Kammer trat, lag ein Zettel da, auf dem die Worte standen: „Die Schmach ertrag' ich nicht, ob ich sie gleich am Mädchen verdient habe, das ich so schwer gekränkt. Ich gehe freiwillig unter die Soldaten, wo ja eine Kugel für mich wird gegossen sein.“

Im Dorfe hatten sich jetzt die Urteile abgeklärt. Anfänglich hatte man über Ammi die herbsten Worte gehört; jetzt waren die Leute, ruhiger prüfend, auf ihre Seite getreten und alle Urteile wendeten sich gegen Hannjost, gegen seine Eltern, und, obgleich er das ganze Hochzeitmahl unter die Armen ausgeteilt und dabei gesagt hatte: „Betet für mich!“ — gegen Ammis Vater, der wie ein Unhold sein schönes Kind zu solchem Schritte gezwungen hatte.

Beiderseits waren die Eltern tief gebeugt, doch Hannjosts Eltern mehr als Bender. Dieser wußte bald, wo Ammi war, im Dienste der



Hans Thoma: Frühlingsreigen.  
Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann u. C. in München.

Familie in der Stadt, wo sie eine Zuflucht gesucht. Aber Weierichs hatten ihr letztes, einziges, wenn auch strafbares Kind verloren. Verloren? — War denn zur Zeit, als Napoleon seine Heere von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schleppte, noch eine andere Hoffnung, wenn man an die Totenscheine dachte, die der Syndik Tag für Tag empfing? Wohin er sich gewendet, erfuhren sie nicht, denn es kam keine Kunde von ihm.

Bender war seltsamerweise gar nicht erzürnt über seine Tochter. Jener Blick, den er in der Kirche in seines einzigen Kindes todbleiches Antlitz getan, hatte in seine Seele mitten hineingerissen, so eiskalt, so erschütternd, daß er hätte ausrufen mögen: „Ammi, komm zurück!“ Und als er vor ihr stand, noch ergriffen von der Macht des eben empfangenen Eindrucks, und sie ihm so lange in die Augen sah mit der reichen Liebe und dem unendlichen Schmerz eines Kindesherzens, das zum Äußersten gebracht, sich verstoßen und vom väterlichen Fluche belastet glaubt, da war aller Groll verschwunden und die tiefste Reue erfüllte sein Herz, daß er so hart gegen sie gewesen und sie zu einer Ehe hatte zwingen wollen, die in sich selbst eine fluchbelastete gewesen wäre. Er würde sie jetzt zurückgerufen haben, wenn er den noch in ihm waltenden Bauernstolz hätte besiegen können. So ein reiches Bauernherz ist zähe und eisenfest. Er glaubte sich etwas vor den Leuten zu vergeben, wenn er sich schwach zeigte. Auch glaubte er, Ammi sei zu weit gegangen, daß sie das Vaterhaus verlassen, ehe sie gewußt, wie er ihren Schritt aufgenommen. Endlich aber fürchtete er, sie möchte sein Zurückrufen als eine Bewilligung ihrer Liebe zu Bauermanns Stoffel ansehen.

Es war aber doch eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er ging seitdem ganz gebückt einher; er führte, wenn die Gemeinde beieinander war, nicht mehr, wie sonst, das große Wort und war nicht mehr so unzufrieden mit allen Schritten des Municipalrats und der Gemeindeverwaltung. Er kam nicht mehr wie sonst in die Majen am Sonntagnachmittag und abends in der Woche. Still und für sich lebte er und die tüchtige Magd, die er hatte, führte ihm seine Haushaltung zur Zufriedenheit. Nur sein Kind fehlte ihm, und das konnte er kaum verwinden. Die Stadt, wo Ammi diente, vermied er; aber

ihre Kiste mit allem, was sie noch daheim hatte und bedurfte, schickte er ihr nach mit dem Zufügen: er wolle nicht, daß sie Mangel habe.

Stoffel war der Glücklichste. War er schier gestorben vor Leid, als er hörte, Ammi sei zur Kirche gezogen mit Hannjost, so lebte er jetzt neu auf und die Hoffnung gewann wieder Raum in seiner Seele. War auch die Trennung schmerzlich, so sah er sie doch öfter in der Stadt, als er sie im Dorfe gesprochen hatte, seine Ammi, deren Treue die Feuerprobe bestanden. Vene aber glich der vom Sturme geknickten Lilie. War sie auch vollkommen vertraut mit dem, was Ammi tun wollte, die Genugtuung, die ihr dadurch zuteil wurde, war ihr ein Stich ins Herz, weil sie eine so schreckliche Demütigung und Schmach für Hannjost in sich schloß. Und als er nun gar plötzlich verschwand und unter die Soldaten ging, da brach ihr schier das Herz; denn der Bettel, den er den Eltern zurückgelassen und dessen Inhalt sogleich im Dorfe bekannt geworden war, hatte es ja ausgesprochen, daß er seine Schuld fühlte und sein Unrecht erkannt hätte. Und die, die sie allein aufrichten konnte, fehlte ihr, die treue Freundin, die sie so gewaltig gerächt hatte. Die Rosen kehrten gar nicht mehr auf ihre Wangen zurück, und es schien, als zehre ein tiefer Gram an ihrem innersten Lebenskeime. Es wäre ihr eine Seligkeit gewesen, hätte sie zu Hannjosts Eltern gehen können, um hier tröstend Trost zu finden für sich selber, aber sie wagte das nicht.

Unter diesen Umständen floß der Winter träge hin. Der Komet, dessen Schweif nach Frankreich hineinstand, gab den Leuten viel zu denken, und der alte Aberglauben, als habe ihn der Herr als ein prophetisches Zeichen an den Himmel gestellt, hindeutend, wohin sich die Buchtrute seines Strafgerichts wenden werde, faßte gewaltig Fuß unter den Bewohnern des Hochlandes, die im innersten Herzen den welschen Drängern feind waren. Als sich die Kunde von Napoleons gewaltigen Kriegsrüstungen auch zu ihnen schlich, da prophezeiten sie dem Würger den Untergang, weil der Komet es nur zu bestimmt vorgebildet habe.

Durch die rastlose Bemühung des menschenfreundlichen Unterpräsekten in Simmern war es endlich gegen Ostern Weierich gelungen, die Kunde zu erhalten, daß sein Sohn in ein leichtes Infanterieregiment gesteckt worden sei, des-

sen Stamm in Nismes liege. Er schrieb nun an ihn und in diesem Briefe gedachte er Lenens Leid. Da kam endlich eine Antwort von ihm und ein Brief an das trauernde Mädchen. Zitternd erbrach sie ihn und vor Tränen konnte sie ihn kaum lesen; aber was er enthielt, war Balsam für ihr Herz. Voll tiefer Reue sprach er seine Schuld aus und flehte sie um Vergebung an. Heilig beteuerte er ihr, wie er erst jetzt so tief fühle, daß er sie und nur sie liebe.

Das war, wie wenn auf eine von der Sonnenglut versengte und verwelkte Pflanze der erquickende Regen fällt. Wie sie sich aufrichtet zu neuer Blüte, so Lene. Aller Schmerz, alle Kränkung war nun vergeben und vergessen. Ihre Wangen färbten sich wieder und das Leben, das am Erlöschen schien, regte sich wieder frisch in allen Pulsen des jungen Mädchens. Auch von Ammis Herzen nahm es eine schwere Bürde des Vorwurfes, da sie sich als die ansehen mußte, die, obwohl sie recht gehandelt zu haben glaubte, dennoch den Grund zu größerem Leide für die Freundin gelegt hatte.

Seine Eltern hatte er flehentlich gebeten, seine Liebe zu ihm auf Lene zu übertragen, und sie, die das Unglück tief gebeugt hatte, boten

dem Mädchen die Hand der Liebe und Veröhnung, und in Lenens Brust und Leben fiel ein neuer Sonnenstrahl. Indessen begann der alte Weierich zu kränkeln. Die letzten Erfahrungen waren der Nagel zu seinem Sarge gewesen. Ohnehin nicht stark, fühlte er durch so herbe überwältigende Geschehnisse seine Kraft gebrochen. Er siechte noch bis zum Frühlinge hin, dann starb er. Lene hatte ihn wie eine Tochter gepflegt, treu, liebevoll, hingebend, mit einer nie zu ermüdenden Ausdauer. Mit dem Segen für sie auf den Lippen verschied er. Zu seiner Frau hatte er kurz vorher gesagt: „Ich sterbe, ich fühl' es. Auf dich, als die Längstlebende, fällt nach unserem Ehepakt all' unsere Habe. Sollte Hannjost fallen in der Schlacht, so geb' mir die Hand darauf, daß Lene dein und mein Erbe ist.“ Die betagte Witwe hing nun an dem Mädchen wie die Mutter an ihrem Kind, und Lenens Liebe teilte sich zwischen ihrem Vater und der Mutter ihres Geliebten.

Noch einmal war ein Brief von Hannjost gekommen, dann vernahm man nichts mehr von ihm. Die ausgebildeten Rekruten waren zu dem Regimente gestoßen, das mit dem Heere nach Rußland marschieren sollte. (Schluß folgt.)

### Giovanni Segantini und Hans Thoma.

Wir haben es erlebt, wie diese beiden Maler, lange Zeit von ihren Mitmenschen unterschätzt und mißachtet, neue Lebenswerte schufen, die je länger je mehr Gemeingut und allmählig Fleisch und Blut der Menschheit wurden. Wer von uns ist nicht um etwas Neues durch ihre Werke bereichert worden? Beide, aus armseligen und einfachen Verhältnissen herausgewachsen, gaben uns mehr, als sonst Reiche zu geben vermögen, und so bestätigt sich wieder einmal die Erhabenheit der menschlichen Natur, deren Rehrseite wir in den letzten Jahren oft genug und bis zur Verzweiflung zu verspüren bekamen.

Beide waren, man fühlt es aus ihrem Lebenswerk heraus, nicht bloß zum Sehen, sondern ebenso sehr zum Schauen geboren. Sie begnügten sich nicht, wie viele andere, mit der farbigen Wiedergabe der äußern Wirklichkeit; sie hatten Phantasie, Tiefe des Gefühls, mächtigen Willen und Ideen und vermochten sich kraft dieser Eigenschaften in „Gesichten“ auszuleben. Sie sind durch und durch gesund, tref-

fen sich in der Liebe für alle Dinge, die auf Erden sind und leben, und finden in der Natur, aus kindlichem Schauen heraus, den Quell alles Guten und Schönen. Beide verehren wir, gleich als große Persönlichkeiten, geniale Menschen, die auch auf andern Gebieten menschlicher Tätigkeit selbständige Wege gefunden und Neuland aufgebrochen haben würden. In unablässiger, 22jähriger Arbeit hatte Giovanni Segantini, der am 28. September 1899 auf dem Schafberg oberhalb Pontresina starb, sein Lebenswerk geschaffen, aus dem wir im Oktoberheft unsern Lesern einige Proben vorgeführt haben.

Gesunder Erdgeruch strömt uns aus dem Boden, Wärme aus der durchsichtigen Luft, Erhabenheit aus der ewig herrlichen Natur, die Seligkeit der Ruhe nach der Arbeit in einem Bilde wie „Mittag in den Alpen“ (1892) entgegen (Vergl. Abbildung Seite 3). Man betrachte die Haltung der Hirtin, bei der man über der Pracht des Gemalten im gemalten Bilde fast die Zartheit der Empfindung